

Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

(11. Fortsetzung.)

Wafil war jetzt unsterblich denn je. Auf dem Gut, wo es während des Winters wenig zu thun gab, hielt er es kaum noch aus. Tag für Tag fuhr er in Gesellschaft nach der Stadt und lehrte oft erst gegen Morgen heim. Im Klubzimmer des „Goldenen Lamms“ sahen die reichen Besizer der Umgegend und eine Anzahl Offiziere der kleinen Garnison beim Spiel zusammen, und da verfuhrte Waszjewski in feierlicher Gier, das Glück zu seinen Gunsten zu zwingen.

Die langen Abende allein mit seiner Frau zu verbringen, die infolge ihres Zustandes viel kränkelte, wäre ihm ohnehin unmöglich gewesen. Gebuld und Selbstlosigkeit lagen nicht in seiner Natur, und Alice hielt ihn auch nicht mit Bitten zurück. Die Zeit war vorüber, wo seine Nähe sie beglückte, der Liebestraum, ach so bald, verflohen.

Jetzt blieb die junge Frau gern allein. Sie dachte dann an das eine, worauf sie sich noch freuen durfte, woran sie ihr einfaches junges Herz sehnsüchtig klammerte. Wenn das kühle, kleine Geschöpf erst in ihrem Arme ruhte, war alles Leid vergessen. Auf ihr Kind wollte sie alle Liebe übertragen, in ihm alles Lebensglück finden.

In stiller Einsamkeit schleichen die Tage endlos langsam dahin, und doch verrinnt unmerklich die Zeit. An den hohen Bogenseiten des Dobrawitzers Schlosses begannen die farren Eichenblumen fortzuhauhen, die den Ausblick hinderten. Im Garten hoben sich aus dem arauen, wässrigen Schnee braune Graspflähen und schwarze Erdhügel. Es trauerte nach von Bäumen und Gesträuchen, aber zur Mittagszeit kämpfte sich die Sonne durch das Gendüll und sog die rieselnden Tropfen auf.

Nach dem strengen Winter nahte der Frühling ungewöhnlich zeitig. Schon der April brachte warme Tage. Die braunen Blattknospen färbten sich grün, die Weiden, welche in dieser östlichen Provinz sich sonst viel später hervorwagten, blühten in reicher Fülle. Auf den Scheunendächern klapperten die Störche, Lerchen jubelten in der klaren Luft.

Wafil war am Morgen zur Stadt gefahren, um dringende Geldgeschäfte zu erledigen.

So ging es nicht weiter; es mußten Baarmittel beschafft werden, wenn nicht anders durch Aufnahme einer neuen Hypothek. Die Summen, welche er ab und zu im Spiel gewann, flossen wie Wasser wieder unter seinen Händen fort, und die Gutsentnahmen reichten nicht hin noch her. Bis auf das Saatgetreide war alles schon zu Geld gemacht, und nun kam die Frühjahrsbestellung, die Zeit drängte. Wenn die Karre nicht stille stehen sollte, mußte Löwenstein wieder borgen.

In einer kleinen Seitengasse nahe dem Markt wohnte Samuel Löwenstein, der Mann, welcher besser als irgend ein anderer über die Vermögenslage eines jeden aus Stadt und Umgegend hätte Auskunft geben können.

Wafil Waszjewski hatte schon sehr oft den blühblanten Messingklopper des alterthümlichen Hauses in der Hand gehalten. Heute war er ungeduldig dieser Besuch nach ihm fatal.

Im Hause blieb alles still, erst nach geraumer Zeit wurde die schmale, schwarzbraune Thür zur Hälfte geöffnet. Eine ältere Frau, deren Gesicht in der Dunkelheit des großen Flures nicht zu erkennen war, sagte unwirksam:

„Er ist nicht zu Hause, der Samuel, er ist über Land.“ Wafil runzelte jähorn die Stirn. Das hatte gerade gefehlt!

„Wann wird er wiederkommen? Wann ist er zu sprechen?“

„Weiß nicht!“ sagte kopfschüttelnd die Alte. „Rann sein am Nachmittag, kann sein später.“

Der enge Thürpall schloß sich wieder. Ein Kiesel wurde innen vorgelegt.

Nach ein paar Augenblicke stand Wafil und starrte mihmuthig auf das alterthümliche Holzschloß, dann stieg er langsam die Stufen der Vortreppe hinunter und ging nach dem nächstgelegenen Weinrestaurant. Unverkümmelter konnte er nicht zurück, Geld mußte geschafft werden, also hieß es warten, bis der Mann nach Hause kam.

Zweimal am Nachmittag fragte Wafil vergeblich an. Ungeduldig und verletzter Hochmuth tochten in ihm. Endlich, als er zum dritten Mal um die Ecke des Marktplatzes in das schmale, dunkle Gäßchen einbog, stand vor Samuel Löwensteins Haus ein offenes Geschäft mit Strohhut und hohen, ganz verschmutzten Äpfeln. Herr

Löwenstein war ein schwerreicher Mann, aber es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er noch jetzt zu Geschäftsreisen den „Klapperwagen“ benutzte, mit dem er, eine Anzahl Pferde hinten angebunden, vor Jahren von Gut zu Gut gefahren war, um Kauf- und Verkaufsgeschäfte zu machen.

Der alte Löwenstein war kaum vom Wagentritt heruntergelettert und ins Haus gegangen, als Wafil an die Thür der Kontorstube pochte und, ohne das „Herein“ abzuwarten, eintrat. Er nahm auch den Hut nicht vom Kopf, sondern hob nur, nachlässig grüßend, die Hand zu halber Höhe auf.

„Abend, Löwenstein; wissen Sie, daß ich schon acht Stunden vergebens auf Sie warte?“

„Nun, mit leid, Herr Baron, daß Sie sich haben unnütz bemüht. Bitte, nehmen Sie Platz, bis ich habe ausgezogen den Ueberrock und weggeschloffen meine Papiere.“ Er deutete auffordernd nach einem tiefen Leberseffel.

„Lassen Sie, ich setze mich nicht,“ lehnte der andere ungeduldig ab. Mit untergeschlagenen Armen durchmaß er das enge Zimmer, finstere Blicke auf den Selbsthahn werfend, an dem Löwenstein sich zu schaffen machte.

„Also, Herr Baron, womit kann ich dienen?“

Wafil unterbrach sein unruhiges Hin- und Hergehen, er trat einen Schritt auf den andern zu.

„Ich brauche Geld, Löwenstein, verschicken Sie, einen ordentlichen Posten. Bis wann können Sie's schaffen?“

„Wird überhaupt schwer halten, Herr Baron.“

„Nanu, warum? Sie selbst sind ein reicher Mann; ich schreibe Ihnen einen Wechsel, meinethwegen mit zehn Prozent.“

„Solche Geschäfte mache ich nicht, Herr Baron.“

„Das ist Ihr eigener Schaden. Dann also nehmen wir auf Dobrawitz noch eine Hypothek.“

Samuel Löwenstein zog bedächtig die langen, silbergrauen Locken durch seine bräunliche Finger.

„Werte Stelle — hm — wird schwer fallen, Herr Baron. Was muß da an Zinsen rausgewirtschaftet werden! Das Gut kann's nicht aufbringen.“

„Unfann, mit Leichtgigkeit, sag' ich Ihnen. Die Winterfaat steht prachtdoll.“

„Mag sein, aber bis zur Ernte ist noch lange Zeit. Ich rathe Ihnen, Herr Baron.“

Wafil's spitze Fingernägel trommelten nervös auf der schwarzen Schieferplatte, die im Kontor als Zähltafel diente.

„Bitte, lieber Löwenstein, sparen Sie Ihre Rathschläge und besorgen Sie mir das Geld, das ist am Ende doch Ihr Geschäft — wie ich die Zinsen schaaffe, ist ausschließlich meine Sache.“

„H Ihre Sache, Herr Baron, Sie haben recht und freut mich, daß es nicht ist meine Sache. Ich werde versuchen, was sich thun läßt, verlassen Sie sich darauf; in ein bis zwei Wochen bekommen Sie Bescheid. Sollen, hoff' ich zufrieden sein.“

„Na, sehen Sie wohl, alter Freund, nun verstehen wir uns wieder. In zwei Wochen also, spätestens; ich rechne fest darauf. Abend, Herr Löwenstein.“

Die schwarzbraune Eichenthür schloß sich wieder hinter Wafil. Elastisches Schrittes ging er über das holperige Steinpflaster des Marktplatzes nach dem „Goldenen Lamm“, wo sein Fuhrwerk ausgespannt hatte.

Er war anfangs willens gewesen, gleich nach Erledigung der Geschäftsangelegenheit nach Hause zu fahren. Aber die Situation hatte ihn verdrossen; es ist nicht angenehm, stundenlang zu warten und schließlich sich von dem alten Hebräer gute Rathschläge geben zu lassen. Ah! das — die Hauptsache: er schaffte Geld!

„Ich bitte die Herren vielmals um Entschuldigung, wenn ich nicht mitmache. Da heiße Zeug bekommt mir immer schlecht. Karl, stellen Sie doch eine „Carte blanche“ für mich auf Eis.“

„Oh“, schreien die andern, „da steht man den nothleidenden Agrarien.“

„Nun, das wäre doch schlimm, wenn's nicht mehr zu ein paar Pulken Selt reichen sollte,“ scherzte Wafil.

„Ist auch wahr, wofür schindet man sich sonst tagaus, tagein,“ stimmten einige jüngere Landwirthe prahlerisch bei. Es dauerte nicht lange, so knallten die Champagnerpfropfen lustig von allen Seiten. Dichter, blauer Tabakqualm lagerte in dem abgeschlossenen Raum und zog sich langsam zu der geschwärtzten Decke empor.

Man war in Stimmung, die Unterhaltung wurde lebhafter, je weiter der Stundenzeiger vorrückte.

Was bleibt dem unerweirtertheten Offizier der kleinen Garnison nach erledigtem Dienst anders als das Restaurant, um die langen Abendstunden todzuschlagen! Ist er noch jung und vielleicht gar Idealist, dann findet er sich anfangs schwer in das schablonenhafte Einerlei. Sigt er aber erst jahrelang täglichlich in derselben beglückten Sofaede, derselben Stammtische desselben Städtchens, dann geht auch sein Denken und Streben in den meisten Fällen über die enge, engen Schranken der äußeren Umgebung nicht mehr hinaus.

Wafil von Waszjewski leitete, wie fast immer, wenn er sich in größerem Kreise befand, das Gespräch. Er war ein vorzüglicher Gesellschafter, amüfabel, vielseitig, etwas satirisch, dabei aber doch von einer gewissen vornehmen Verbindlichkeit. Man merkte es diesem ruhig lächelnden Gesicht nicht an, daß die Leidenschaft in ihm zuden und Jähzorn es entstellen konnte.

Lange nach Mitternacht verließen die Herren ihr Stammtisch. Sie hatten rote Köpfe, und einige zeigten sich etwas unsicher beim Ueberstreifen des abschüssigen Straßendammes. Nur Wafil's Gesichtsfarbe hatte sich nicht um einen Schein dunkler gefärbt. Elfenbeinartig glänzte die Stirn unter dem schwarzen Haar, als er, zum Uberschießgruß den Hut lösend, sein vor dem Hause wartendes Fuhrwerk bestieg. Dicht in den weiten Mantel gewickelt, lehnte sich Wafil in die Wagendecke zurück, schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Eine Zeitlang jagten noch die Gedanken, zu wirren, zerflatternden Bildern gestaltet, in seinem Hirn auf und ab, dann legte sich die müde Nachtlust beruhigend auf die erregten Nerven, und traumloser Schlaf umfing ihn.

Nach etwa zweifündiger Fahrt war Dobrawitz erreicht. Durch das stärkere Rassen des Wagens, der, von der Landstraße abbiegend, in das Hofthor einfuhr, erwachte Wafil. Als er ausgetiegen und eben im Begriffe war, die feinerne Schloßrampe hinaufzuschreiten, sah er, daß in der seitwärts gelegenen Remise Licht brannte, und vor der geöffneten Stallthür die dunkle Gestalt eines Mannes sich hin- und herbewegte. Wafil rief ihn herbei, und neben der Gutsknechte erkennend, fuhr er ihn heftig an:

„Was zum Teufel fällt dem Kerl ein, bei Nacht die Laterne brennen zu lassen! Was hast Du überhaupt hier um diese Zeit im Stall zu suchen?“

„Antwort!“

Der junge Mensch, dem noch einzelne Strohhalme seiner nächtlichen Lagerstatt an dem struppigen Blondhaar klebten, rief die verschlafenen Augen weit auf und stotterte erschrocken:

„Ist kein Schuld nich, gnäd'ger Herr Baron. Das ist man bloß wegen dat id de Beerd ansichtre mußt, weil de Herr Doktor nu wedder nach Hus fahrte wull.“

„Was fahst Du — Doktor — welcher Doktor? Wer ist krank?“

Der Bauernbursche grinste halb pssifig, halb verlegen.

„Ist weel je woll nich recht, aber se segge, uns junge gnäd'ge Fru heint e kleenet Freileite getreege.“

Wafil hörte nichts mehr, hastig trat er ins Haus. An der Schwelle des Wohnzimmers, das heute nur nothdürftig durch ein in Eile hingestelltes Licht erhellt war, kam ihm der alte Kreisphibitus entgegen. Seine dichten, weihen, borstenartig in die Höhe gestämmten Haare standen ordentlich led und die breite, geröthete Stirn, und die kleinen, wasserblauen Augenchen zwinkerten vergnügt, als er, dem jungen Vater beide Hände schüttelnd, sagte:

„Gratulire, Gratulire! Ist alles glücklich überstanden, lieber Herr von Waszjewski. Sie haben es aber wirklich gut getroffen, kommen gerade erst, als es Zeit zum Glückwunsch ist. Ja, ja, hier gab es derweil böse Stunden. Aber Sie haben eine tapfere, kleine Frau. Nicht daß die Frau Mutter sollten wir holen lassen.“

„Doktor, ich bin ganz verwirrt von der unerwarteten Nachricht. So plötzlich — jetzt schon — und wie geht es Alice?“

„Mutt ist sie, natürlich sehr matt; aber ich hoffe, wir kriegen sie bald

wieder hoch, auch das Kleine, obgleich es ein zartes Kindchen.“

„Es ist ein — ein —“, Wafil zögerte.

„Ein Mädchen,“ entgegnete der alte Herr nachdrücklich und mit einem so strahlenden Lächeln, als sei er überzeugt, durch diese Mitteilung dem Vater noch eine Extrafreude zu betreiben. Dann, ernster werdend, fuhr er fort:

„Aber nun hören Sie, lieber Baron, jetzt seien Sie mal recht brav und gehen ganz leise geradenwegs in Ihr Zimmer und nicht erst zu der Kranken. Sie schlummert und darf nicht gestört, vor allen Dingen nicht aufgeregt werden. Also gebunden Sie sich hübsch bis morgen. Morgen ist auch noch ein Tag, da können Sie sich Ihres neugeschenkten Glückes nach Herzenslust freuen. Hab' ich nicht recht?“

Wafil nickte zustimmend, sagte dem alten Arzte einige Dankesworte und half ihm zuvorkommend in den verschossenen, pelzgefütterten Ueberrock, den er bei nächstlichen Fahrten über Land zu tragen pflegte. Dann nahm er das Licht und ging nach seiner Stube, um sich dort zur Ruhe zu begeben. Beim Durchschreiten des Korridors stotzte sein Fuß. Aus Alice's Zimmer drang ein ganz schwacher, klägliches Laut hervor. Das Kind — sein Kind!

Wafil wartete auf einen lebhafteren Herzschlag, ein Gefühl stolzen Vergnügens — umsonst, es mochte sich nicht in ihm regen. Das heisere Windeln des Neugeborenen hatte für ihn eher etwas traurig Beinigendes.

Mit hastigen Schritten eilte er feinem Zimmer zu und drückte die Thür fest hinter sich ins Schloß.

Als der Gatte am nächsten Morgen an das Bett seiner Frau trat, lächelte sie ihm zärtlich entgegen. Fortgeweht waren aus ihrer Erinnerung alle Kimmernisse und quälenden Grübeln der letzten Wochen. Wie hatte sie sich nur um Aeußerliches sorgen und tranken können! Das Kind war da! — Nun mußte ihr ja Wafil's Liebe ganz und voll gehören, dies süße Geschöpf, das sie ihm heute bot, was mehr werth als die Reichthümer der ganzen Welt! Alice's Hand hob sich matt und versuchte die Gardinen der neben dem Bett stehenden Wiege auseinanderzuschieben.

„Sieh es doch nur an, sieh es, unser liebes Kleines,“ flüsterte sie.

Er warf einen schnellen Blick auf das winzige, feuerrote Fratengefächchen und die unruhig zuckenden, festgeschlossenen Häutchen, dann beugte er sich über seine Frau und küßte ihr blondes Haar. Sie hielt ihn bei den Händen fest.

„Sag' Dich her zu mir, bitte, bitte; hier auf den Bettrand. Ich bin so glücklich! Sag, Wafil, ist es nicht wie ein Traum, daß es nun wirklich da ist, unser Kind, unser Kleinod, unser süßes Eigen?“

„Rege Dich nur nicht auf, Alice, und sprich nicht zu viel,“ mahnte er, „der Doktor hat es ausdrücklich verboten.“

„Nein, ich will ganz still liegen,“ — gehorsam duckte sie das blasse Gesicht in die Kissen — „aber bleibe noch ein Weilchen hier, daß wir uns zusammen an der Kleinen freuen. Sie ist so lieb, blaue Augen hat sie und dunkle Haare wie Du. Wenn doch mein guter Papa die Freude noch erlebt hätte — ein Entsetzen — wie würde er es geliebt haben.“

„Nur keine trüben Betrachtungen, ich bitte Dich,“ wehrte er, „Du hast doch noch Deine Mutter. Wir können sie jeden Augenblick erwarten. Ich habe in aller Frühe einen Boten nach Tannin gen geschickt und sie von dem Ereigniß benachrichtigen lassen. Es wird mir eine Beruhigung sein, wenn sie erst hier ist, um sich Deiner Pflege anzunehmen.“

Alice drückte dankbar seine Hand. „Du sollst mal sehen, es dauert gar nicht lange, dann bin ich wieder gesund, weil ich's so gern sein möchte. Ich kann es gar nicht erwarten, mein Kindchen selbst zu baden und zu pappeln und zu tragen. Und wie schön ist's, daß jetzt der Sommer kommt, damit Kleinod ins Freie kann. Da sitzen wir dann auf dem Altan, Wafil, wo die alten Lindenbäume so herrlichen Schatten geben, und zwischen uns steht die Wiege, ich schaule sie leise, und Du.“

„Ja, ja, gut, liebes Kind, aber das hat doch noch Zeit!“ Er sah nach der Uhr und stand auf. „Ich muß jetzt gehen, ich habe noch einige Geschäfts-Briefe zu schreiben, die der Postbote mitnehmen soll. Ich schide Dir die Mamsell, die kann bei Dir bleiben, bis Mama kommt. Ober versuche noch etwas zu schlafen, das ist das Beste. Adieu, auf Wiedersehen.“ Sie nickt ihm zu; ihr Blick folgte seiner schlanken, vornehmen Gestalt. Ob er sich wohl noch einmal zu der Wiege herunterbeugte? — Nein, er schritt daran vorüber, er hatte nicht daran gedacht. — Wie sonderbar doch die Männer sind!

Frau Dittmer war angekommen und hatte in Haus und Wochensube das Regiment übernommen. Nach ihrer Anordnung wurde auch die Pflege des Kindchens geregelt, und Alice mußte sich, jung und unerfahren, wie sie war, bedingungslos den mütterlichen Bestimmungen fügen. Es kostete ihr dies manchen heimlichen Seufzer.

Bisweilen kam es ihr vor, als gäre ihr das ganze kleine Wesen eigenartig gar nicht, weil sie nie und nirgend feintwegen an ihre Ansicht gefragt wurde. Auch peinigte es die junge Frau unfählich, wenn ihre Mutter, wie es häufig geschah, über die Beschwerden der Wogenpflege klagte, über unruhige Nächte, an die alte Leute nicht mehr gewöhnt waren, über Mühe, Kindergeschrei und Aerger mit fremden Diensthöten.

Dergleichen Meuerungen, die oft zum Ohr der Patientin drangen, trugen natürlich nicht dazu bei, ihre Genesung zu beschleunigen. Frau Dittmer war weit davon entfernt, zu ahnen, daß sie ihre Tochter beunruhigte und ihr schadete; sorgte sie doch gewisshast für deren körperliche Pflege. Das Feingefühl, sich in die Empfindungen anderer hineinzuversetzen, hatte diese Frau niemals befallen.

Ihren Gatten sah Alice immer nur auf kurze Augenblicke. Anfangs war er jeden Morgen in die Wochensube gekommen, hatte sich nach dem Ergehen von Mutter und Kind erkundigt und, an Alice's Bett tretend, einige freundliche Worte mit ihr gewechselt. Aber die überwarme Temperatur und der ganz spezifische Milch- und Fenchelgeruch der Wochensube ließen ihn nicht lange dort aushalten. Jemand eine Entschuldigung fand sich immer, den Besuch möglichst abzutürzen; zu dem hielt Wafil seine Gegenwart für überflüssig, denn Alice erholte sich langsam, aber stetig und hatte an Mama und der alten Wirthschafterin ausreichende Pflege.

Drumten im Schloßgarten blühten Flieder und Rosskastanien, als die junge Frau, zum ersten Mal wieder die Krankenstube verlassend, auf den Altan hinausstrat. Heller Maien Sonnenschein hing wie ein schimmerndes Goldnetz über dem garten Grün der Birken, und um die zerbröckelten Sockel der uralten Sandsteinfiguren jagten sich lustig gelbe Schmetterlinge.

(Fortsetzung folgt.)

Hungerkünstler.

In mehreren Orten in Deutschland produzieren sich zur Zeit sogenannte Hungerkünstler. Das sind nicht etwa ostbairische Volksschullehrer, die einem verkehrten Publikum zeigen wollen, welche Virtuosität man sich in der eben Kunst des Hungerns mit der Zeit erwerben kann, sondern Hunger-Spezialisten, deren Körperbeschaffenheit ihnen offenbar gestattet, längere Zeit ohne Nahrung auszukommen, als dies gewöhnliche Sterbliche vermögen. Diese Hungerkünstler machen aus dem Hungern ein reguläres Gewerbe, das ohne Zweifel, seinen Mann nährt, sonst würde es nicht schon einiaue Konkurrenz auf dem beregten Gebiete geben. Das merkwürdigste an diesem Gewerbe scheint der Umstand zu sein, daß der Hungerkünstler in der ausgesprochenen Abzicht fastet, um sich dadurch zu ernähren — er fastet, weil er essen will. Aber weil er immer wieder glaubt, daß das mit Hungern verdiente Geld noch nicht reichen wird, um seine Ernährung für die Zukunft unbedingt zu sichern, gibt er immer wieder neue Vorstellungen, vielleicht sein Leben lang. Die Ankündigung: „Der Hungerkünstler kommt“, prangt immer und immer wieder an den Anschlagtafeln und es ist anzunehmen, daß er nicht mehr fassen kann, wenn das Plakat einist nicht mehr angeschlagen wird — leider steht aber auch zu befürchten, daß er dann nicht mehr essen kann, selbst wenn er es sich dann zu leisten vermag. Es geht ihm wie jenem Mann, der gesagt hat: „So lange ich Zähne besaß, hatte ich nichts zu beißen; jetzt habe ich zwar etwas zu beißen, habe aber keine Zähne mehr.“

Nun gefragt: Die Existenz des Hungerkünstlers ist auf einer Illusion aufgebaut; er hungert sein Leben lang in der Hoffnung, daß der Tag kommen wird, wo er nicht nur essen, sondern wo er sehr gut essen wird. Der Tag kommt aber wahrscheinlich nie, und sein ganzes Leben hat er für einen Wahn geopfert.

Wer mit offenen Augen um sich blickt, wird finden, daß die Menschenvwelt um uns her von solchen Hungerkünstlern wimmelt. Sie läubigen ihre Produktionen zwar nicht an, haben es aber nicht bestowenier vielfach zu hoher Virtuosität gebracht. Sie tragen das Ideal von einem Leben, wie sie es sich einist ankallten wollen, im Herzen — aber um es verwirklichen zu können, glauben sie genöthigt zu sein, in ihrem Handeln diesem Ideal bekändig ins Gesicht zu schlagen zu müssen. Der eine arbeitet jahrelanglang im vierten Stock einer großstädtischen Miethsflaterne, weil er davon träumt, einmal „später“ in der freien grünen Natur aufzuatmen. Der andere raubt sich den Schlaf durch tollkühne Spekulationen in der Hoffnung, „in so und so viel Jahren“ sein Leben genießen zu können. Hier frondet ein begnadeter Künstler Tag und Nacht, um so viel zu erwerben, daß er das Wert einist in Ruhe schaffen kann, das er im Herzen trägt, dort richtet ein Arbeiter seine Gesundheit in einem Wuchsfiberbergwert zu Grunde — er wird sich später mit dem verdienten Geld schon pflegen.“

Der Einwand liegt nahe, daß dieses alles wahr sein mag — es beweist aber nichts weiter, als daß es viele traurige Nothwendigkeiten in menschlichen Dafein gebe. Der Hunger-

künstler und feinesgleichen hätten ohne Zweifel keine beneidenswerthe Existenz — aber wie könnten sie zu einer besseren gelangen?

Rehren wir zur Beantwortung dieses Einwandes auf die ursprüngliche Neffstellung zurück: der Hungerkünstler fastet, um essen zu können! Aber, fragen wir, fastet er, um sich den sogenannten bürgerlichen Mittagstisch zu erriegen? Nein, sein Sinnen und Trachten ist höchstwahrscheinlich auf Soupers gerichtet, die mit Auktern anfangen und mit Weibe Cliquot aufhören — dafür hungert er. Denn wer sich mit Suppe, Gemüse und Fleisch begnügt, der braucht, falls er über die Willensstärke eines Hungerkünstlers verfügt, wachlich nicht von Stadt zu Stadt ziehend Vorstellungen zu verankalten!

Der Mann im vierten Stock der Miethsflaterne könnte wahrscheinlich heute schon in die frische grüne Natur ziehen — er träumt aber von einer Villa in einer Villenkolonie; der Spetulant könnte heute schon gemüthlich leben, allerdings ohne die Noth, die er packen möchte; der Künstler könnte heute schon sein Werk schaffen, wenn er sich in ein abgelegenes Nest zurückziehen wollte, und der Arbeiter brauchte nicht im Wuchsfiberbergwert seine Gesundheit zu opfern, wenn er sich mit dem Lohne begnügt, den man durch gesunde Arbeit erwerben kann.

Es gibt aber noch andere, schlimmere Hungerkünstler. Wir denken an die Menschen, die leichten Herzens ihre Grundfähige veräußern und preisgeben, im Wahne, sich dadurch eine Existenz zu schaffen, in der sie alsdann stritte nach ihren Grundfähigen leben können. Wer kennt nicht den Geschäftsmann, der mit durckaus realen Absichten ein Geschäft gründet? Leider merkt er sehr bald, daß er mit dem neuen Geschäft durch absolute Ehrlichkeit nicht so rasch vorankommt, als wenn er auch manchmal fünf gerade sein ließe. Wenn er ein Charakter wäre, würde er vor allem seine Grundfähige hochhalten. Da er aber ein Hungerkünstler ist, widert er seine moralischen Grundfähige in einen sauberen Bogen Papier ein, um sie „später“ wieder herauszuwickeln, wenn erft einmal sein Geschäft so groß geworden ist, daß er sich moralische Grundfähige leisten kann. Wenigstens nimmt er sich das vor.

Da ist ein Industrieller, der Tag und Nacht schafft, um sich und den Seinen die finanzielle Unabhängigkeit zu erarbeiten, die er haben zu müssen glaubt, um, ohne nach rechts oder links zu sehen, seiner Ueberzeugung nach leben zu können. Von Jahr zu Jahr duckt er sich aber mehr, obwohl sein Unternehmen immer größer und er immer reicher wird. Als er noch mäßig begütert war, stand er aufrecht. Der wachsende Wohlstand hat ihn zum Hungerkünstler gemacht — um immer noch größer zu werden, nimmt er von Jahr zu Jahr größere Rücksichten. Es könnte der Entlohnung zur „Unabhängigkeit“ schaden, wenn er nach oben irgendetwas, irgendwie, irgendwo anstieße. Darum läßt er Dinge geschehen, gegen die sich früher alles Edle in ihm aufgebäumt hätte. „Wenn ich reich genug bin, werde ich schon meinen Mann finden,“ sagt er sich so lange, bis — eines Tages seine Tobesanziege in der Zeitung steht.

Warum wir uns so eingehend mit solchen „Hungerkünstlern“ beschäftigen? Weil sie der größte Fluch für unsere Zeit sind. Die Charakterlosigkeit, die unsere Zustände so total torumpirt, hängt eng mit diesen Tingen zusammen. So viele Menschen bilden sich, die sich auf die Zukunft, wo sie endlich das Schicksal, was sie besitzen, ihre Persönlichkeit, entfalten zu können hoffen, wie der Hungerkünstler von Auktern und Selt träumt. Aber in der Zwischenzeit wird gehungert; da läßt man alles widerprüchlos über sich ergehen, man mag es auch im Innern verabscheuen. Die Feigheit öffentlichen Angelegenheiten gegenüber, die um mit Hamlet zu reden, das „Eind zu Jahren kommen läßt“, die bleiche Furcht vor mösslichen Schädigungen, denen man sich ausbeuten kann, wenn man seine Meinung offen herausfagt, wenn man seinen eigenen Weg geht, sie sind es, die unser Leben so trostlos machen.

Seute muß für das eingetanden werden, was man für wahr und nothwendig hält; heute gilt es so zu wirken, wie es die Entfaltung unserer Persönlichkeit abhebet, heute ist unser Ideal zur Erfüllung reif.

Leider haben viele Zeitgenossen, und häufig gerade die besten, im Zaumel des Lebens ganz vergessen, was der eigentlich Sinn alles Wirtens und Strebens ist. Es handelt sich schließlich doch darum, daß sich jeder die Möglichkeit schafft, seine Persönlichkeit voll zu entfalten und alles in ihr zu entwickeln, was für ihn und was für die Gesellschaft wahrthooll ist. Aber aber jahraus jahrein alles Edle, was in ihm lebt, unterdrückt und es als der Weisheit letzten Schluch betraachtet, daß man am besten mit den Wölfen heult, bis man es vielleicht in einer fernen Zukunft nicht mehr nöthig hat — gleich der nicht wirklich dem Hungerkünstler, der jahraus jahrein fastet in der Hoffnung, daß er später einmal — sehr gut speisen wird?

Arthur Pfungli.

Mancher glaubt, das Leben zu genießen, und das Leben verzehrt ihn.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.

Der Unterschied zwischen Graß und Diebstahl besteht in einigen Nullen mehr.